

Jochen Körtner

Ludwig Wittgenstein und die 'linguistische Wende' der Philosophie

Ludwig Wittgenstein war ungeduldig, eigensinnig und arrogant. Er duldet selbst keine Kritik, ging jedoch mit seinen Kollegen in Cambridge hart und rücksichtslos in Gericht und machte sich z. T. öffentlich lustig über sie. Er war ein schlechter Lehrer, dominierte jede Diskussion und ließ kaum jemand anderen zu Wort kommen.

Dabei war er nicht einmal ein 'richtiger' Philosoph. Er hatte zunächst Maschinenbau studiert, bevor er zur Philosophie kam, und auch später kehrte er ihr zwischenzeitlich den Rücken, um in den Krieg zu ziehen oder als Dorfschullehrer oder Gärtner zu arbeiten. Er rühmte sich damit, wieviele wichtige Philosophen er *nicht* gelesen hatte.

Man sollte meinen, dass dies eigentlich keine guten Voraussetzungen für eine steile wissenschaftliche Karriere sind. Trotzdem wird Ludwig Wittgenstein heute zu den bedeutendsten Philosophen des 20. Jahrhunderts gezählt. Was ist also dran an Ludwig Wittgenstein?

Die Situation der Philosophie zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Um uns vergegenwärtigen zu können, welchem Diskurs sich Wittgenstein gegenüber sah, als er anfangs sich mit Philosophie zu beschäftigen, müssen wir ein wenig ausholen und im historischen Rückgriff die Situation der Philosophie gegen Anfang des 20. Jahrhunderts rekonstruieren.

Rationalismus und Empirismus

Die frühe erkenntnistheoretische Diskussion der Neuzeit wurde im wesentlichen durch zwei unterschiedliche Ansätze bestimmt: Rationalismus und Empirismus. Die Positionen, die sich hier gegenüberstehen, sind im Prinzip nicht neu. Sie wurden bereits im Mittelalter im Rahmen der Theologie ausgetragen, z.B. im sogenannten Universalienstreit, dargestellt im bekannten Buch von Umberto Eco ('Der Name der Rose').

Für die Rationalisten entsteht Erkenntnis durch die Anwendung bestimmter geistiger Fähigkeiten, Prinzipien und Vorstellungen auf die erfahrbare Welt, kurz: durch das Denken. Die Fähigkeit zu denken ist Voraussetzung jeder Erfahrung, sie schließt die Welt auf und ermöglicht so erst Erkenntnis. Das Denken läßt den Menschen die Trugbilder der Sinneswahrnehmungen durchschauen und erschließt ihm die Welt, bringt Licht ins Dunkle und Ordnung ins Chaos. Da das Denken und die Prinzipien des Denkens Bedingung der Erfahrung sind, können sie nicht erworben sein, sondern sind dem Menschen angeboren bzw. von Gott gegeben.

Wichtige Vertreter des Rationalismus sind *René Descartes* (1596-1650), *Baruch de Spinoza* (1632-1677) und *Gottfried Wilhelm Leibnitz* (1646-1716).

Der Empirismus hingegen sieht in der Erfahrung die einzige Quelle der Erkenntnis. Die Vorstellung angeborener Ideen o.ä. wird abgelehnt. Alle Ideen entstammen der Anschauung, und Gewissheit kann nur aus der Evidenz unmittelbar sinnlicher Wahrnehmung hervorgehen. Die vor allem im angelsächsischen Raum einflussreiche

Denktradition liefert das erkenntnistheoretische Fundament der entstehenden empirischen Wissenschaften und widmet sich besonders der Entwicklung von empirischen Forschungsmethoden wie Beobachtung und Experiment zu wissenschaftlichen Verfahren.

Die wichtigsten Vertreter des Empirismus sind *Francis Bacon* (1561-1626), *John Locke* (1632-1704) und *David Hume* (1711-1776).

Um die Auseinandersetzung zwischen Rationalisten und Empiristen richtig zu verstehen, muss man sich vergegenwärtigen, dass der Rückgriff der Rationalisten auf gegebene, angeborene oder offenbarte Quellen praktisch den Rückbezug auf Gott und die göttliche Offenbarung als letzte Quelle der Erkenntnis bedeutet, d.h. es ging letztlich auch um die Zuständigkeit und Autorität der Kirche in Fragen der Wissenschaft.

Das Problem der Induktion

Methodologisch zeigt sich der Gegensatz im Streit um die Bewertung der Induktion. Seit der Antike (*Aristoteles*) gilt nur der deduktive logische Schluss als methodisch sauber. Im deduktiven Verfahren wird die Wahrheit einer Annahme durch logisches Schließen aus bereits vorhandenem Wissen abgeleitet: (a) Alle Menschen sind sterblich. (b) Sokrates ist ein Mensch. Ergo: Sokrates ist sterblich. Die Induktion hingegen schließt vom Einzelnen aufs Allgemeine: (a) Christian, Renate, Ute, Peter, Jochen sind Menschen. (b) Christian, Renate, Ute, Peter, Jochen sind sterblich. Ergo: Alle Menschen sind sterblich.

Es ist offenbar, dass der induktive Schluss höchst unsicher ist. Streng genommen ist er unlogisch, da aus dem wiederholten Auftreten eines Ereignisses unter bestimmten Bedingungen nicht notwendigerweise hervorgeht, dass das Ereignis immer unter diesen Bedingungen auftritt. Der Schluss beruht auf Plausibilität, und die kann, wie man weiß, höchst trügerisch sein.

Andererseits aber ist die Induktion erforderlich, denn es führt leider kein anderer Weg von der Beobachtung zur Theorie. Es ist eben nicht möglich, alle Ereignisse zu beobachten, und wenn man es könnte, hätte das gewonnene Wissen keinen Wert mehr, da keine künftigen Ereignisse mehr übrig wären, über die man Vorhersagen machen könnte. Für die Empiristen ist der induktive Schluss daher (notwendigerweise) erlaubt, während er von den Rationalisten abgelehnt wird.

Das Problem mit der Induktion zieht sich durch die gesamte Geschichte der Erkenntnistheorie von der Antike bis in die Gegenwart. Man könnte sie beinahe als die Gretchenfrage der Erkenntnistheorie bezeichnen ('Wie hältst Du's mit der Induktion?') und sie gehörte auch zu den Themen, die *Karl Popper* sich für seine Begegnung mit Wittgenstein anlässlich seines Vortrags im Moral Science Club 1946 in Cambridge zurecht gelegt hatte, um jenem die Existenz 'echter' philosophischer Probleme zu beweisen.

Kant

Eine Synthese von rationalistischem und empiristischem Denken gelingt *Immanuel Kant* (1724-1804) mit seiner sog. Transzendentalphilosophie. Sein Werk wird allgemein als epochal angesehen und markiert die Wende der Philosophie vom ontologischen zum erkenntnistheoretischen Paradigma. Kants Lehre hatte großen Einfluss, der z.T. (in Form des 'Neukantianismus') bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts reichte.

Kant nimmt die Argumente des Empirismus auf, bleibt jedoch Rationalist. Er modernisiert den Rationalismus, indem er ihn von theologischem und spekulativem 'Ballast' befreit. Für ihn sind fundamentale Begriffe Voraussetzung jeder Erfahrung, z.B. die Kategorien von Zeit und Raum, die Gesetze der Logik, die Idee der Kausalität. Aber er stimmt mit den Empiristen in der Hochschätzung des Realitätskontakts für die Erkenntnisgewinnung

überein. Für ihn ist beides wichtig, Denken und Erfahrung. "Erfahrung ohne Begriffe ist blind; Begriffe ohne Erfahrung sind leer" (WTE, S.80). "Kant besteht auf der wechselseitigen Abhängigkeit von Erfahrung und Erkenntnis, aber er gibt der Erkenntnisaktivität den Vorrang. Die Konstruktionen des Verstandes müssen und können an der Wirklichkeit überprüft werden, aber es ist der Verstand, der mit seinen Leistungen Erkenntnis ermöglicht" (WTE, S.84f.).

Kants Vorstellung vom Forschungsprozess ist die eines aktiven Suchprozesses, bei dem die Vernunft die Wirklichkeit projektiv strukturiert. "Die Vernunft muss mit ihren Prinzipien (...) in der einen Hand, und mit dem Experiment (...) in der anderen, an die Natur gehen, zwar um von ihr belehrt zu werden, aber nicht in der Qualität eines Schülers, der sich alles vorsagen lässt, was der Lehrer will, sondern eines bestellten Richters, der die Zeugen nötigt, auf die Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt" (Kant, Kritik der reinen Vernunft, zit. n. WTE, S.81).

Von diesem Ansatz aus kommt Kant schließlich zu einem (revolutionär) neuen Gegenstandsverständnis. Denn die Annahme, dass die Natur nicht plaudert, sondern dass ihr Erkenntnisse durch Einsatz der Vernunft abgerungen werden müssen, bedeutet auch, "dass der Gegenstand selbst nicht erreichbar ist. Er wird stets durch die Leistungen des Verstandes formatiert. Daher ist 'das Ding an sich' nicht zugänglich, sondern nur das, was der Verstand aus ihm macht. Kant ist der erste Erkenntnistheoretiker, der die systematische Differenz zwischen dem realen Gegenstand und dem reflektierten Gegenstand hervorhebt. (...) Theorie ist immer eine Rekonstruktion des Gegenstandes, nie eine Abbildung des Gegenstandes selbst" (WTE, S.85).

Mit Kant erreicht die Erkenntnisphilosophie im 'Deutschen Idealismus' einen vorläufigen Höhepunkt. Neben Kant wäre *Hegel* zu erwähnen, der durch das Wiederentdecken der antiken Dialektik (*Demokrit*) eine völlig neue Logik des Denkens entwickelt. Aus Hegels Philosophie sowie deren Nachfolgern - u.a. dem Marxismus - ließen sich wesentliche Kritikperspektiven auf Beschränkungen und Verkürzungen der zeitgenössischen Philosophie gewinnen und sie hat wichtige Impulse für die Entwicklung eines gesellschaftstheoretischen Verständnisses der Erkenntnisgewinnung gegeben und damit zum Wandel der Erkenntnistheorie zur modernen Wissenschaftstheorie beigetragen.

Positivismus

Mit der Entwicklung und Ausdifferenzierung der Einzelwissenschaften im 19. und frühen 20. Jahrhundert kommt es zu einer 'Sinnkrise' der 'alten' Philosophie. Vor allem die Naturwissenschaften feiern einen Erfolg nach dem anderen und der Typus des empirischen Forschers und Theoretikers "wurde zum neuen 'Bildungsideal' des neuen (natur-)wissenschaftlichen Zeitalters" (WTE, S.101). Die alte Philosophie mit ihren komplexen theoretischen Systemen geriet ins Hintertreffen, sie wurde unmodern. Ihre Vertreter erschienen als Repräsentanten einer alten Ordnung, von der man sich emanzipiert hatte und gegen die man sich abgrenzte. "Alles, was nicht mit dem neuen, erfolgreichen Modell verwandt war, erschien auf einmal als hoffnungslos veraltet und rückständig" (WTE, S.101).

So schufen sich die philosophierenden Naturwissenschaftler eine eigene Theorie der Forschung, den Positivismus. Dieser Begriff, abgeleitet aus dem Titel eines 1830 erschienenen Buchs des französischen Philosophen *Auguste Comte*, 'Cours de la philosophie positive', war zunächst nicht viel mehr als ein Kampfschrei der neuen Wissenschaftlergeneration gegen alles 'Metaphysische', worunter alles zu verstehen war, was nicht handfest empirisch nachweisbar war. "Gelten sollte nur noch, was positiv demonstrierbar ist" (WTE, S.102). "Auch ohne ausführliche Auseinandersetzung und ohne genauere Vorstellung, was dies genau bedeute", war man sich einig, "dass Wissenschaft mit 'Positivismus' weitgehend identisch sei" (WTE, S.102, Hervh. JK). Der Geltungsanspruch des Positivismus erstreckte sich somit nicht nur auf die

Naturwissenschaften, sondern auf alle Wissenschaften und das Vorbild war die newtonsche Physik.

Der Positivismus war ein Aufguss der frühen (optimistischen) empiristischen Tradition. *John Stuart Mill* (1806-1873) war der erste, der versuchte, den 'naiven' Positivismus zu einer Theorie der empirischen Forschung auszubauen. Er entwickelte eine Methodologie für Beobachtung und Experiment, in deren Rahmen er auch eine Neubegründung der Induktion versuchte.

Der Positivismus hat schnell viel Kritik auf sich gezogen. Dies zunächst von Seiten derjenigen wissenschaftlichen Disziplinen, die das positivistische 'Dogma' nicht in Ihren Gegenstandsbereich übersetzen konnten, d.h. vor allem die Geistes- und Kulturwissenschaften. Später, vor allem vorgetragen von Seiten der Kritischen Theorie (Frankfurter Schule), artikulierte sich gesellschaftstheoretisch begründete Kritik, welche sich v.a. gegen das positivistische Postulat der 'Wertfreiheit' der Forschung richtete.

Ludwig Wittgenstein steht jedoch zunächst in der Tradition derjenigen, die den Positivismus weiterentwickeln wollten.

'Wiener Kreis' und Analytische Philosophie

Es gab gegen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhundert zwei Strömungen, die sich die Modernisierung und den Ausbau des Positivismus zum Ziel gesetzt hatten. Sie verliefen in großen Teilen parallel und stimmten auch in den wesentlichen Ansichten überein. Dies war im angelsächsischen Raum das die sog. 'Analytische Philosophie', deren wichtigste Vertreter *Bertrand Russell* (1872-1970), *George Edward Moore* (1873-1958) sowie der frühe Wittgenstein waren und im deutschsprachigen Raum der 'Logische Positivismus' (auch 'Neopositivismus'), hauptsächlich getragen von den Mitgliedern des sog. 'Wiener Kreises': *Moritz Schlick* (1882-1936), *Otto Neurath* (1882-1945), *Rudolf Carnap* (1891-1970) und andere.

Das konzeptionelle Hauptproblem des 'alten' Positivismus, welches er mit dem Empirismus gemein hatte, war das Problem, wie man in wissenschaftlich akzeptabler Weise von der Erfahrung zur Theorie gelangen könne. Mill hatte versucht, dieses Problem durch die Entwicklung einer Methodologie zu lösen. Es zeigte sich jedoch, dass auch von der methodisch kontrollierten Beobachtung kein Weg zur Theorie führt bzw. dass jeder Methode notwendigerweise immer bereits eine Vorstellung vom Gegenstand inhärent ist, welche die Art ihres Realitätszugriffs bestimmt.

Die Neopositivisten übersahen jedoch die Grundsätzlichkeit dieses Problems. Viele von ihnen waren Mathematiker, und ihnen imponierte das Theoriegebäude der newtonschen Physik aufgrund der mathematischen Form, in der es formuliert war. Für sie bestand die Ursache theoretischer Vieldeutigkeit in den empirischen Wissenschaften in einem Mangel an Klarheit und Eindeutigkeit der wissenschaftlichen Begriffsbildung, und sie glaubten das Problem durch eine Art logischer Grundlegung der Wissenschaftssprache aus der Welt schaffen zu können. Man wollte der von Mill entwickelten Methodologie der empirischen Beobachtung eine Methodologie der Theoriebildung an die Seite stellen.

Damit sollte es zugleich zu einer Verwissenschaftlichung der Philosophie kommen. Anstatt sich in Spekulationen über metaphysische Fragen zu ergehen, sollte es die einzige Aufgabe der Philosophie sein, ein allein auf Logik basierendes Instrumentarium zur Analyse und Bewertung wissenschaftlich (=empirisch) gewonnener Theorien bereit zu stellen. Die Philosophie sollte zur 'Logik der Forschung' werden.

Es gab zwei verschiedene Ansätze, der Wissenschaftssprache mit Hilfe der Logik zu Leibe zu rücken. Der erste versucht, auf Basis der modernen Aussagen- und Prädikatenlogik eine

Art wissenschaftliche Kunstsprache (nach dem Vorbild der Mathematik) zu konstruieren. Dieser Ansatz wird von Russell und dem Wiener Kreis favorisiert (das 'Russell-Programm'). Der andere Ansatz versucht, mit Hilfe der logischen Analyse die normale Umgangssprache auf ihren logisch konsistenten Kern zu reduzieren (was natürlich voraussetzt, dass es einen solchen gibt). Dieser Ansatz wurde von Moore favorisiert.

Der logischen Analyse liegt dabei ein Modell der Sprache zugrunde, wonach komplexe Aussagen durch logisch verknüpfte Elementaraussagen entstehen. Die Analyse deckt die logische Struktur von Aussagen auf und bestimmt die Elementaraussagen, welche empirisch zu verifizieren sind. Alle Aussagen, welche sich nicht empirisch prüfen lassen, sind unsinnig und ins Reich der Metaphysik zu verbannen.

Sowohl Analytische Philosophie als auch Logischer Positivismus scheiterten in der Realisierung ihrer Programmatik. Der Ansatz der Analytische Philosophie wurde von Wittgenstein zwar aufgenommen, jedoch durch die konsequente Weiterentwicklung zur Sprachphilosophie letztlich zu Grabe getragen (s.u.). Der Wiener Kreis scheiterte u.a. an der Frage, wie man Beobachtungen auf akzeptable Weise in basale Beobachtungssätze transformieren könne (eine Art Wiederkehr des Induktionsproblems), manifestiert in der zwischen Carnap und Neurath ausgetragenen sog. 'Protokollsatzdebatte' (vgl. DWK, S.115ff.).

Wittgenstein

Wittgenstein war zunächst Schüler von Bertrand Russell. Er wurde während seines Ingenieursstudiums in Manchester auf dessen Schrift 'Principles of Mathematics' aufmerksam und beschloss darauf hin, das Fach zu wechseln und in Cambridge bei Russell Philosophie zu studieren. Wittgenstein lernte schnell und begann bald, einige von Russells Vorstellungen zu kritisieren. Russell hielt sehr viel von Wittgenstein und glaubte, dass dieser sein Projekt fortsetzen könne, wozu er sich selbst nicht mehr in der Lage sah.

Wittgenstein ging jedoch bald eigene Wege. In seinem ersten Buch, dem 1918 vollendeten und 1921 veröffentlichten 'Tractatus logico-philosophicus' entwirft er eine Konzeption, die sich bereits in wesentlichen Punkten von den Vorstellungen Russells absetzt.

Tractatus

Unter sieben Hauptsätzen entwickelt Wittgenstein im 'Tractatus' seine Vorstellungen vom Verhältnis zwischen Wirklichkeit, Denken und Sprache und skizziert eine Methode der logischen Analyse der Sprache.

Für ihn ist der Gedanke das Bild der Wirklichkeit und der Satz der Ausdruck des Gedankens mit Hilfe von Zeichen (laut- oder Schriftzeichen). Die Sprache ist die Gesamtheit aller Sätze.

Die Wirklichkeit repräsentiert sich im Denken in Form eines Bildes.

"2.1 Wir machen uns Bilder der Tatsachen.

2.11 Das Bild stellt die Sachlage im logischen Raume, das Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten vor.

2.12 Das Bild ist ein Modell der Wirklichkeit" (TRA, S.14).

Was Bild und Wirklichkeit verbindet, ist ihre logische Form. Jedem Element des Bildes entspricht der logischen Anordnung nach ein Gegenstand der Wirklichkeit. Der Gedanke ist das logische Bild der Wirklichkeit.

Für Wittgenstein ist die Logik ein a priori des Denkens. Sie kann nie Inhalt des Gedankens sein, sie ist seine Form, sein Medium (vgl. 'Tractatus', Satz 3.03 u. 3.032, 3.0321). Daher lässt sich die logische Form auch nicht darstellen, sondern sie zeigt sich, d.h. wir müssen sie kapieren. Logik (wie auch Ethik) ist für Wittgenstein transzendental, sie gehört ins Reich der Metaphysik.

Der Satz ist der Ausdruck des Gedankens in einem Zeichensystem. Das Verstehen des Satzes ist das Denken seines Sinns, d.h. das Denken des logischen Bildes, welches sich in ihm ausdrückt. Wie das Bild seine logische Form nicht abbildet, sondern aufweist, so hat der Satz seinen Sinn nicht zum Gegenstand, sondern der Sinn zeigt sich in ihm.

Es gibt bei Wittgenstein einen oberflächlichen und einen tieferen Sinn des Satzes. Den oberflächlichen verstehen wir, wenn wir den Satz verstehen, den tieferen Sinn, wenn wir seine logische Form verstehen. Wir verstehen den Satz oberflächlich, wenn wir die Sprache verstehen, d.h. ihre Wörter und ihre Grammatik. Zum Verständnis der logischen Form jedoch benötigen wir überdies das Instrumentarium der logischen Analyse.

Durch die logische Analyse des Satzes wird er zerlegt in (a) Elementarsätze und (b) deren logische Beziehungen, dargestellt in der Symbolik aussagen- und prädikatenlogischer Relationen ('nicht', 'und', 'oder' 'impliziert', etc.). Die Elementarsätze behaupten das Bestehen eines einfachen Sachverhalts, wie z.B. 'Die Rose ist rot'. Sie sind nicht weiter zerlegbar und logisch voneinander unabhängig. Der komplexe Satz wird aufgefasst als Wahrheitsfunktion der Elementarsätze, dessen Wahrheitswert sich durch logischen Schluss aus den Wahrheitswerten der Elementarsätze ergibt. Die Wahrheitswerte der Elementarsätze sind empirisch zu ermitteln.

Durch die Analyse wird exakt bestimmt, unter welchen Bedingungen ein Satz wahr wird, d.h. welche einfachen Sachverhalte empirisch bestätigt werden müssen, damit der gesamte Satz wahr wird. Sätze, die sich nicht oder nicht vollständig analysieren lassen, d.h. in logisch verknüpfte Elementarsätze transformieren lassen, sind unsinnig. Unter den anderen lassen sich unterscheiden (a) Sätze, die unter allen Umständen wahr sind (Tautologien), (b) Sätze, deren Wahrheitswert empirisch entscheidbar ist (Gegenstände der Wissenschaft) und (c) Sätze, die unter allen Umständen falsch sind (Kontradiktionen).

Die logische Analyse fördert damit drei Typen von Sätzen zutage: Sinnlose Sätze (Tautologien und Kontradiktionen), sinnvolle Sätze (empirisch prüfbare) und Unsinn (nicht analysierbare Sätze). Nur der logisch gegliederte, empirisch entscheidbare Satz kann ein Bild der Wirklichkeit, einen Gedanken darstellen. Tautologien und Kontradiktionen sind zwar auch logisch gegliedert, sie sagen aber nichts aus, sie sind leer. Sätze, die nicht logisch gegliedert sind, sind unsinnig, weil sie nicht denkbar, nicht nachvollziehbar sind.

Wittgenstein will zeigen, dass das Denken an die Sprache gebunden ist und somit dem Denken durch die Sprache eine Grenze gezogen ist. So heisst es im Vorwort des 'Tractatus':

"Das Buch behandelt die philosophischen Probleme und zeigt - wie ich glaube - daß die Fragestellung dieser Probleme auf dem Missverständnis der Logik unserer Sprache beruht. Man könnte den ganzen Sinn des Buches etwa in die Worte fassen: Was sich überhaupt sagen läßt, läßt sich klar sagen; und wovon man nicht reden kann, davon muß man schweigen.

Das Buch will also dem Denken eine Grenze ziehen, oder vielmehr - nicht dem Denken, sondern dem Ausdruck der Gedanken: Denn um dem Denken eine Grenze zu ziehen, müßten wir beide Seiten dieser Grenze denken können (wir müßten also denken können, was sich nicht denken läßt).

Die Grenze wird also nur in der Sprache gezogen werden können, und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein" (TRA, S.7).

Und am Ende des 'Tractatus' heißt es:

"6.53 Die richtige Methode der Philosophie wäre eigentlich die: Nichts zu sagen, als was sich sagen läßt, also Sätze der Naturwissenschaft - also etwas, was mit Philosophie nichts zu tun hat -, und dann immer, wenn einer etwas Metaphysisches sagen wollte, ihm nachzuweisen, daß er gewissen Zeichen in seinen Sätzen keine Bedeutung gegeben hat. Diese Methode wäre für den anderen unbefriedigend - er hätte nicht das Gefühl, daß wir ihn Philosophie lehrten - aber sie wäre die einzig streng richtige" (TRA, S.111).

Das bedeutet jedoch nicht, dass das, worüber sich nicht sprechen läßt, ohne Bedeutung wäre. Einem Verleger gegenüber sagte Wittgenstein, der 'Tractatus' "habe eigentlich zwei Teile, einen kleineren geschriebenen und einen größeren ungeschriebenen; der zweite sei der wichtigere, nämlich der ethische Teil; das Ethische werden von innen heraus durch den geschriebenen Teil abgegrenzt" (LW, S.61).

"6.52 Wir fühlen, daß selbst wenn alle *möglichen* wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind. Freilich bleibt dann eben keine Frage mehr; und eben dies ist die Antwort" (TRA, S.110f.)

Für Wittgenstein sind die wesentlichen Fragen der Philosophie Metaphysik. Ethik, Gott, der Sinn des Lebens, das Mystische, dies alles sind Themen, zu denen man nicht argumentieren kann. Man setzt sich praktisch mit ihnen auseinander, durch Handlungen und Haltungen, durch die Art der Lebensführung. Antworten auf die Grundfragen der Existenz lassen sich nicht aussprechen, sie müssen sich zeigen.

Abschied vom 'Tractatus'

Durch die Veröffentlichung des 'Tractatus' waren für Wittgenstein alle Probleme der Philosophie im wesentlichen gelöst. Konsequenterweise verabschiedete er sich von Cambridge, kehrte der Philosophie den Rücken und wurde Dorfschullehrer in Niederösterreich.

Mit seiner Rückkehr nach Cambridge 1929 begann sich seine Philosophie vom Denken des 'Tractatus' zu entfernen. Zunächst gab er die Vorstellung auf, dass Sprache, Denken und Wirklichkeit in der logischen Form übereinstimmen. "Er habe gemeint, die Elementarsätze seien voneinander logisch unabhängig. Aus 'a ist jetzt rot' folge aber 'a ist jetzt nicht grün'" (LW, S.137). Es findet sich also ein Bedeutungswiderspruch, der in der logischen Analyse nicht erscheint. Wittgenstein gelangte zu der Auffassung, dass eine Übereinstimmung in der logischen Form "für unser Verständnis dessen, was wirklich ist, nicht verantwortlich sein kann. Was wir verstehen, verstehen wir allein durch Sprache. Wir denken sprachlich und nur sprachlich, und nicht logisch" (LW, S.138f.). "Wittgenstein denkt Wirklichkeit in der zweiten Phase seines Philosophierens allein als sprachlich gegebene Wirklichkeit" (LW, S.137).

An die Stelle der Logik setzt Wittgenstein zunächst die Grammatik, verstanden als die Struktur des Sprachgebrauchs. Er wendet sich den Regeln des Sprachgebrauchs zu und kommt von dort zu seiner bekannten Vorstellung vom Sprachspiel. Das Sprachspiel ist für Wittgenstein sowohl ein Modell der Regelmäßigkeit der Sprache als auch eine Methode ihrer praktischen Analyse. Durch das Spielen des Spiels erkennt man die Spielregeln, und diese erlauben das Verständnis der Sprache.

Wittgenstein lässt die Logik fallen und ersetzt sie durch den Sprachgebrauch. Die Sprache wird autonom und bestimmt ihrerseits, was denkbar und wirklich ist. Damit vollzieht Wittgenstein endgültig die Wende zur Sprachphilosophie. "Es gibt kein außersprachliches

Grundmuster des Denkens und der Wirklichkeit mehr. Der Raum des Denkens und der Wirklichkeit ist die Sprache. Wir denken im sprachlichen Raum. Auch die Wirklichkeit gibt es nur im sprachlichen Raum" (LW, S.145). Und: Die Regeln sind in Bewegung. "Die Logik und ihre Sätze bilden im *Tractatus* einen ehernen, starren Rahmen für das Denken. Die Regeln des Sprachgebrauchs sind dagegen fließend, nicht unverbrüchlich; sie haben eine Geschichte" (LW, S.143). In den Philosophischen Untersuchungen schreibt Wittgenstein: "Unsere Sprache kann man ansehen als eine alte Stadt: Ein Gewinkel von Gäßchen und Plätzen, alten und neuen Häusern, und Häusern mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten; und dies umgeben von einer Menge neuer Vororte mit geraden und regelmäßigen Straßen und mit einförmigen Häusern" (Absatz 18, PU, S.21).

Wittgenstein und der logische Positivismus

Der 'Tractatus' wurde von Teilen des Wiener Kreises wie eine Offenbarung gelesen und im deutschsprachigen Raum galt Wittgenstein lange als Positivist, "der die Philosophie zu einer Art Naturwissenschaft machen wollte" (LW, S.15).

Dass dieser Eindruck falsch ist, sollte inzwischen klar geworden sein. Allein aufgrund des transzendentalen Charakters der Logik im 'Tractatus' könnte man Wittgenstein eher als logischen Rationalisten, denn als logischen Positivisten bezeichnen. Vor allem aber die Unüberschreitbarkeit der Sprache trennt Wittgenstein vom Positivismus. Mit der Entwicklung der Vorstellung von der Autonomie der Sprache ist der Widerspruch unüberbrückbar geworden. Während es nämlich (getreu der empiristischen Tradition) eine Grundüberzeugung des Positivismus ist, dass man zur Verifikation eines Satzes die Sprache verlassen und in die Empirie gehen müsse, ist diese Vorstellung für Wittgenstein undenkbar und unsinnig. "Auch ein wissenschaftliches Experiment verläßt die Sprache nicht, soweit es um die Bedeutung von Sätzen geht, die erwiesen oder widerlegt werden sollen. Es wäre in seinen Augen naiv zu meinen, daß wir mit apparativen Vorkehrungen, Messung oder anderen Mitteln die Grenzen der Sprache überschreiten. Wir können uns nicht einmal vorstellen, was dies hieße. Denn alles, was wir verstehen, auch Experimente und Messungen, ist innerhalb der sprachlichen Grenzen, im Bereich des Verstehbaren. Trans-sprachliche Bedeutungen kann es für Wittgenstein nicht geben" (LW, S.167f.). Verifikation findet für Wittgenstein immer innerhalb der Sprache statt, als ein Vergleich von Sätzen mit anderen Sätzen. Dies genau aber ist für den Positivismus inakzeptabel (vgl. die 'Protokollsatzdebatte' des 'Wiener Kreises').

Dies hat Konsequenzen für Wittgensteins Verhältnis zu den 'positiven Wissenschaften' insgesamt, was an den Bemerkungen zur Induktion und den Gesetzen der Naturwissenschaften im 'Tractatus' deutlich wird.

Zur Induktion:

- "6.363 Der Vorgang der Induktion besteht darin, daß wir das *einfachste* Gesetz annehmen, das mit unseren Erfahrungen in Einklang zu bringen ist.
- 6.3631 Dieser Vorgang hat aber keine logische, sondern nur eine psychologische Begründung. Es ist klar, daß kein Grund vorhanden ist, zu glauben, es werde nun auch wirklich der einfachste Fall eintreten.
- 6.3632 Daß die Sonne morgen aufgehen wird, ist eine Hypothese; und das heißt: Wir wissen nicht, ob sie aufgehen wird" (TRA, S.106).

Und zu den Naturgesetzen:

- "6.371 Der ganzen modernen Weltanschauung liegt die Täuschung zugrunde, daß die sogenannten Naturgesetze die Erklärungen der Naturerscheinungen seien.

- 6.372 So bleiben sie bei den Naturgesetzen als bei etwas Unantastbarem stehen, wie die Älteren bei Gott und dem Schicksal.
Und sie haben ja beide Recht, und Unrecht. Die Alten sind allerdings insofern klarer, als sie einen klaren Abschluß anerkennen, während es bei dem neuen System scheinen soll, als sei *alles* erklärt" (TRA, S.106).

Die Bedeutung Wittgensteins

Wittgenstein hat nicht behauptet, dass die Wirklichkeit für die Wissenschaften keine Rolle spielt. Er sagte nur, dass die Wirklichkeit 'an sich' nicht denkbar ist und dass jede Verifikation, jede Überprüfung einer Aussage immer in der Sprache stattfindet, d.h. immer ein Vergleich von Sätzen mit anderen Sätzen ist.

Diese Auffassung wurde im Neo-Konstruktivismus radikalisiert. Während *Popper* mit seinem 'Kritischen Rationalismus' noch versuchte, das positivistische Verständnis der Wirklichkeit durch eine Art Halbierung seines Verifikationsanspruchs zu retten, wird im Neo-Konstruktivismus die Wirklichkeit praktisch bedeutungslos und das Streben nach Objektivität zur Illusion. Theorie und Realität sind zwei völlig verschiedene Welten, zwischen denen es keine Verbindung gibt.

Wittgensteins Wende zur Sprache bedeutete zweitens aber zugleich eine Wende zur Kultur. Die Praxis des Sprachgebrauchs ist die Praxis der menschlichen Lebensgewinnung in den jeweiligen kulturellen Substrukturen, von denen eine auch der Wissenschaftsbetrieb ist. Der Trend der Wissenschaftstheorie tendierte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einer kulturtheoretischen Betrachtung der Wissenschaften. Nicht mehr das isolierte, nach Erkenntnis strebende Individuum mit seinen Problemen war der Gegenstand der Wissenschaftstheorie, sondern die organisierte Produktion von Wissen als Teil der gesellschaftlichen Reproduktion (z.B. *Kuhn, Knorr-Cetina, Feyerabend*).

Es ist sicher auch ein Verdienst Wittgensteins, Anregungen gegeben zu haben, die zusammen mit anderen Einflüssen (v.a. aus der marxistischen Gesellschaftstheorie) eine Hinwendung der Wissenschaftstheorie zu den kulturellen Bedingungen der Wissensproduktion gefördert haben.

Literatur

- DWK Geier, M.: Der Wiener Kreis. Reinbek 1998
LW Vossenkuhl, W.: Ludwig Wittgenstein. München 2003
PU Wittgenstein, L.: Philosophische Untersuchungen. Frankfurt 2003
TRA Wittgenstein, L.: Logisch-philosophische Abhandlung - Tractatus logico-philosophicus. Frankfurt 2003
WTE Schüle, J.A., Reitze, S.: Wissenschaftstheorie für Einsteiger. Wien 2002